

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 172. Bromberg, den 1. August. 1934.

Das heidnische Dorf.

Roman von Konrad Beste.

(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Fern noch orgelte dunkel der Wind, als Lina in den Wald kam, in die vierzigjährigen Fuhren, deren Bestand zum wertvollsten Besitz des Cordeshofes gehörte ... Heller schon pfiffen die schrillen Stöße, mit denen der Meister der wilden Jagd seine Meute zum Angriff zu sammeln schien — schon heulten die Hunde der Finsternis nahe ...

Zitternd lief das junge Weib unter dem wankenden Dunkel der Bäume, sie sah den Wagen des Geliebten noch nicht, sie rief seinen Namen, aber da kam ein furchtbarer Windstoß aus einer Schneise gebraust und riß ihre Stimme in Fetzen ... „Ferdinand ...!" rief sie noch einmal — siehe, das Wort stand klar in der plötzlich beruhigten Luft, doch war das jähe, tiefe Verstummen schrecklicher schier als das Lärmen zuvor.

Sie hörte von fern das Klappern von Hufen, der Wagen kam. Ferdinand zog sie hinauf zu sich, sie wendeten um.

Es war ein runder träger Brauner, den er vorgespannt erhalten, ein altes Mädchen von achtzehn Jahren, das am Tage gepflügt hatte, zwar nur den leichten, sandigen Acker der Heide, das aber doch mißmutig über die ungewohnte Störung der Nachtruhe langsam dahintrottete.

Sie hatten den Forst beinahe durchquert und Lina frohlockte schon heimlich: sie hatte im Ächzen der Bäume den letzten Nachhall des feindlichen Fluches gehört, der von Kleindahle herüberdrang.

Da krachte es laut am Rande des Waldes, zwei Meter kaum vor dem Pferde, das schnaubend zurückfuhr ... Langsam sank eine riesige Fuhre über den Weg, der Boden, aus dem sich das Wurzelwerk riß, knirschte dumpf und empört, Walderde sprühte durch die Luft. Der Baum schlug mit dem Wipfel in das Gezweig der Bäume am anderen Straßenrande, er hing, schräg ansteigend, wie eine Barriere über den Weg. Niemand war da, der sie hochzog. Wieder verstummte der Wind. Ferdinand fluchte: „Die Hexe ..."

„Still ... sei still ...", flüsterte Lina und hielt ihm den Mund zu. „Bete lieber ..."

Er betete nicht, er stieg ab und besah den Schaden. Selbst an der Stelle, wo der gesunkene Baum am höchsten lag, wo er sich drüben festgehakt hatte, war ein Passieren von Pferd und Wagen unmöglich.

„Sie hat aber fein gearbeitet ..." lachte er höhnisch.

„Kehr um ...", sagte sie schauerlich matt, „es soll wohl nicht sein, es wird uns nur noch größeres Unglück bringen."

„Wenn wir umkehren, mußt du sterben", sagte er ruhig, und rüttelte mit der Faust an dem Baum, der sich nicht bewegte. Dann spannte er die Braune aus der Deichsel, schnallte ihr die Zügel ab und schlang sie um die Mitte des Baumstammes zu einem festen Band. Dahinein zwängte er den Schwengelhaken, spannte vor und dann trieb er das alte Pferd an. Es zog wohl, aber der Baum war mit der Wucht seines Falles so fest in das Geäst der anderen Seite hineingekeilt, daß die Kräfte des Pferdes nicht reichten, ihn zu lösen. Wohl bog sich der biegsame Stamm, aber dann schnellte er wieder zurück und riß das Pferd mit sich. Ferdinand schimpfte und holte die Peitsche, sie sauste auf den Rücken des Pferdes, aber sie mehrte nicht seine Kraft.

„Schlag es nicht ... schlag es nicht!" rief Lina. Sie entsetzte sich über das Schlagen. Denn der niedersächsische Bauer pflegt sein Pferd nicht zu schlagen, nur die Not läßt ihn zur Peitsche greifen, die wie ein Zierrat, ein Sinnbild seiner Macht am Bocke thront. Das Pferd ist ihm das heilige Tier der Vorzeit geblieben, des Pferdes gekreuzte Köpfe sind ihm noch immer der liebste Schmuck seines Daches. Das Pferd ist sein wertvollster Helfer im Kampf mit dem Acker, er schlägt wohl lieber sein Kind als sein Pferd, zahlt lieber den Arzt für das Roß als den für die Sippe.

Ferdinand schlug das Pferd, er wußte sich keinen Rat. Aber er schlug es vergebens. Lina sah diese Qual des kraftlosen Tieres, sie selbst war kaum noch bei Kräften. Sie kämpfte gegen die Verzweiflung, sie wollte all ihr Denken, all ihr Wollen, all ihre Hoffnung sammeln, wollte zu jemandem sprechen, der ihr unendliche Macht zu haben schien, ihm ihre Not und ihre Schwäche empfehlen — aber der rasende Schmerz kam wieder, zerfraß ihre kaum gesammelte Inbrunst. Über ihr heulte der Wind, vor ihr schlug ihr Geliebter fluchend das Pferd, in ihr war nichts als Ohnmacht und Schmerz, sie wimmerte nur noch, schluchzte kurz auf und endlich schwand die Besinnung ...

Als sie erwachte, hatte das Pferd den Baum beiseite gezerrt — eine Durchfahrt war geschaffen. Ferdinand stand und klopfte das zitternde Tier und lobte es, und es klang, als ob er es um Verzeihung bitten wollte wegen der Schläge. Lina rief seinen Namen und er kam zu ihr heran.

„Das gibt eine Stunde Verzögerung", sagte er, „was machst du denn? Du bist ja so still gewesen auf deinem Wagen ..."

Sie sagte ihm nichts von ihrer Ohnmacht, sie legte die Arme um seinen Hals, und er erschrak über ihre eiskalten Hände.

„Das wird nun bald besser werden ...", sagte er tröstend, „laß uns losfahren."

Langsam ging es voran auf der holperigen Straße. Kleindahle war schlecht mit Deutschland verbunden. Sie bogen auf die große Autostraße ein, die fern an ihrer verschollenen Welt vorbei von Hamburg nach Braunschweig führt. Dort, auf dem glatten Asphalt, ließen sie das Pferdchen ein wenig traben. Es war so müde, daß es nicht einmal scheute, wenn fern die zauberischen Sonnen der großen Auto-Scheinwerfer aufgingen, ihr Licht in drohender Nähe vorübertrugen, um es neidisch mit sich zu nehmen in neue Ferne ...

Und von dem spukhaften Riesenspiel der aufleuchtenden und wieder versinkenden Lichter wurde der arme Bauernjunge mit seinem Mädchen und mit Roß und Wagen immer wieder herausgehoben aus seinem Dunkel und immer wie-

der zurückgestoßen in tiefere und schauerlichere Finsternis. Er starrte gierig den schweren, schnellen Maschinen nach, er konnte nichts tun, seinen Weg zu beschleunigen, als seine Peitsche zu heben und einem müden Tiere zu drohen, das nicht einmal mehr traben wollte.

„So kommen wir in zwei Stunden noch nicht hin . . .", schalt er, „es geht nicht, wir müssen um vier Uhr wieder zu Haus sein . . ."

Und nach einer Weile:

„Wir müssen über das Wodemoor, da schneiden wir die Hälfte des Weges ab. Laß uns links abbiegen auf den Feldweg . . ."

„Nein, nein, Ferdinand, nicht über das Moor . . .! Es gehört der . ."

„Ja, es gehört ihr . . ." sagte er leise, er bedachte es jetzt erst richtig, daß dieses Moor zu den weithin verstreuten Ödländereien des Vollmoorhofes gehörte, es war wohl vor alters durch irgend ein Heiratsgeschäft erworben worden. Es war ein ganz wildes Moor, noch nie war Torf aus ihm gestochen, noch nie war es entwässert worden, es hatte noch seine ganze gefährliche Tiefe.

„Aber wir müssen hindurch, Lina . . . Es hat einen ziemlich festen Fahrweg . . . Los!"

Indem hatte er die Braune in schnellere Gangart gesetzt, war schon beim Feldweg, bog ein, übertönte mit Peitschengeknall und Hühgeschrei Linas warnendes Rufen. Das Pferdchen begann zu laufen — vielleicht, daß der sandige Feldweg, so sauer immer das Ziehen auf ihm war, ihm mehr Zutrauen einflößte als der teuflische glatte Asphalt der großen Straße. Das schwache Kerzenlicht in der undicht schließenden Wagenlaterne tanzte hin und her, verriet aber doch den Lauf des schmalen Weges. Zu seinen Seiten sah man bisweilen das Ackerland, die Wintersaat des Roggen, die sich unter den wilden Stößen des Windes wand . . . Das war noch eine tröstliche Nachbarschaft. Dann hörte der Acker auf, Weideland kam, es war schon dem Moor abgerungenes Land, Ferdinand sah es sofort. Er wußte, das Moor kam nun bald.

Das Moor kam. Es trug dickes, hohes Riedgras, es sah aus wie andere Wiesen und Weiden auch, es sah brav aus und gutmütig und still.

Sie fuhren an seinem Rande entlang, behutsam, damit sie den Weg nicht verfehlten, der über das Moor hinführte zu einer der beiden vor Christian Schöndubes Hause sich kreuzenden Straßen.

Schon trug sie der Weg, trug sie recht gut und verläßlich; es gibt ja härtere Stellen im Moor, und sie sind von den Kundigen ausgetreten zu gangbaren Wegen. Sie gehen nicht immer geradeaus, diese Wege, sie machen oft kleine Bögen und Zacken, wie es der Zufall der festeren Stellen gefügt — gibt man aber acht auf den Weg, so droht kaum Gefahr, so bleibt das Moor schön ruhig und gutmütig zur Seite liegen . . . Dies hier war ein breiteter Weg, schon mancher Wagen war ihn gefahren, das war gewiß . . . Und sie hatten ja auch einen hübschen Kerzenstummel am Wagen . . . Die Kerze jedoch, so gut sie immer beschaffen und so getreu sie gewillt war, über das Moor zu leuchten, hatte ein wenig Angst vor dem Winde, der mit wilderen Fittichen über das Moor hinbrauste als über die Straße, wo starke Birkenstämme einen Teil seiner Wut abgefangen hatten . . . Der Wind wird zudringlicher, frech, und das Glas der Laterne klappert ängstlich. Ferdinand denkt an die machtvollen Sonnen der Automobile, die selbst dieses tückische, dunkle Moor in einen gefahrlosen Tag verwandeln würden — aber er ist nur ein armer Bauernsohn, der heimlich hinter Vaters Rücken mit fremdem Gespann und mit einem Kerzenstummel über das Moor fährt zum Kreuzkrüger, aus Angst vor einer Hexe . . . Es wäre wohl besser, man pfiffe auf alle Hexen der Welt, man hätte Geld, säße in einem hellen und schnellen Automobil und führe die Liebste nach Hamburg zum Arzt . . .

Indem er dies denkt, kommt der Wind und pfeift auf seine Gedanken, wirft sich wütend gegen den Wagen, rüttelt, faucht, pustet — und fort ist das Licht. Nun saust er wie tausend Peitschen über das Moor, nun heult er vor Wonne, daß ihm dies Werk gelungen, nun reißt er alles hinein in die entfesselte Wildheit seines Hohnes, alles Denken der Menschen und allen Mut ihres armen Tieres.

Sie stehen eine Weile reglos, eine Beute des lähmenden Schreckens, allein auf dem dunklen, weglosen Moor. Der Mann sucht sein kleines Radfeuerzeug in Gang zu bringen, Mantel und Hut wehren den Sturm wohl ab — aber der Funke will nicht zünden. Er zerrt den Docht heraus, er ist trocken, das Benzin ist alles verdunstet . . . Hat er nicht heute noch den Behälter gefüllt . . . Die Hexe, die elende Hexe . . .!

Wie er nun immer noch herumbastelt an seinem Feuerzeug, steigt Lina plötzlich entschlossen vom Wagen, sie verbeißt sich gewaltsam den Schmerz und schreitet ein paar Schritt voran den Weg ab. Dann faßt sie das Pferd am Kopf und zieht es vor auf dem derart erkundeten festen Boden. Vorsichtig tasten ihre Füße weiter . . . es geht alles gut, sie bleibt auf dem Wege. Einmal gerät ihr forschender Fuß ins weiche Moor, sie zieht ihn schleunigst zurück, es matscht unwillig drohend, es schmaddert böse, es seufzt und saut, aber sie tastet bald wieder auf Festes. Ferdinand läßt ab von seinen aussichtslosen Bemühungen um Feuer, er kommt und faßt das Pferd, und Lina geht allein voran, den Weg zu erkunden. So schleichen sie mühselig weiter, Der Sturm allein schon würde kein schnelleres Vorwärtskommen gestatten, wie eine immer neu gestaute Schanze wirft er sich gegen die Brust der Irrenden. Sie reden nicht — der Wind redet ja laut genug, das Moor spricht vernehmlich den Tod und Gefahr . . . Alles ist Feindschaft ringsum, alles ist Tücke und schlingernder Schlund. So hat das heidnische Moor gelegen seit zehntausend Jahren, hat gewartet und seinen schwächeren Schoß gehütet und heute gehen zwei Menschen auf ihm ihren gefährlichsten Gang.

Der nächtliche Gang über das Moor, den die kranke, vom bösen Blick vergiftete Lina ging, wurde ihr zu einem Gang des Schicksals. Denn dieser Gang war ein einziges Gebet.

Lina ging wohl zur Kirche aber sie hatte kein Vertrauen zu einem Meister ihres Schicksals. Sie hatte Furcht vor dem Vater und Scheu vor dem fernen Gotte und manchmal ein schlechtes Gewissen, das war alles.

Sie war aus der Tiefe gekommen, ihre Vorfahren hatten im dunklen Moor gestanden, sie hatte gekämpft gegen die Plage, gegen die rätselreichen Mächte fremden Zwanges. Die dunkeln, unerlösten Gewalten der Erde, die ihr schreckend und bannend zugleich aus dem schlammig schillernden Spiegel der Moorlöcher entgegenstarrten, sie fand sie wieder im Lächeln der Vollmoors Frau, und das böse Schweigen der Frau, das auf ihr gelegen im Dämmern der Tenne, sie fand es wieder im Brüten des Moors, über das sie sich tastete auf dem Wege zur Hilfe.

Doch wie sie so weiterschritt, tat sie keinen Schritt, ohne zu bitten, daß es kein Fehltritt sein möge. Sie wußte erst nicht, wen sie so bat, sie bat eben nur — und dieses Bitten wurde immer reiner, immer stärker, immer inbrünstiger. War es anfänglich noch ein leerlaufendes Getriebe von Sätzen, ein Hersagen von erlernten Gebeten, so ward es doch bald ein verzweifeltes und ehrliches Betteln um Anschluß des eigenen gänzlich verlassenen Lebens an die ewig wirkenden Mächte jenseits der fertigen Worte: So sammelte sich ein großer, fremder Wille in ihrer Schwäche und durchströmte sie leise mit Ruhe und Kraft.

Wie die Wucht eines Schwungrades, wenn es nur erst einmal angeworfen, sich aus sich selber speist und stärker wird mit jeder neuen Drehung, so gebar sie sich selbst immer freier aus dem Anstoß ihres Gebetes. Es wurde bald so, daß sie sich nicht mehr wunderte, wenn sie die rechten Schritte tat, sondern es schien ihr ganz und gar nötig, daß sie so ging wie sie ging: es schwang eine Richtung in ihr und sie schwang auch im größeren Willen der Welt. Sie fühlte sich einig mit diesem Willen, sie ward endlich so entzückt von diesem Gefühl der Vertrautheit, daß sie dem Willen gefolgt wäre, frei und erlöst, auch wenn er ins Moor geführt hätte.

Er führte sie nicht ins Moor. Doch als sie endlich die Straße erreicht hatten, wußte sie, daß dies nicht das Größte war an dieser Stunde: die Gefahr bestanden zu haben — sondern: frei und bereit geworden zu sein, zu tun, was immer ein Wille gewollt, der nicht aus dem Dunkel der Feindschaft kam, sondern aus dem Licht eines ewigen Rates, gleichviel, ob Tod oder Leben die Schwelle war, über die er den Menschen zu führen beschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf am Paviansberg.

Eine südwestafrikanische Erinnerung

von G. W. A. Thienemann-Groeg.

Ich hatte, von Otavi kommend, an den Gabusbergen ausgespannt und übernachtet. Hier trat eine starke Quelle zu Tage, an der ich auf Jagdritten schon verschiedentlich gerastet, zum höchsten Ärger einer starken Pavianherde, die anscheinend Besitzrechte an dem Wasser geltend machte. Es kam damals selten jemand bis in die Berge, und auch die Quelle war den wenigsten bekannt, so daß die Hundsaffen hier ein recht bequemes Dasein führten.

Schon am Abend beim Ausspannen hatte mir ihr Bellen gezeigt, daß sie immer noch hier weilten; am frühen Morgen schreckte ich mit meinen Leuten plötzlich hoch. Es war lange vor Sonnenaufgang, doch schon ganz hell. Von der Mitte des Berges kam ein rasendes Affengebrüll voll höchster Wut, das zeitweise in eine Art Schreien überging. Für mich blieb kein Zweifel: Die Affenherde kämpfte mit einem gefährlichen Gegner.

Mit Büchse und Glas eilte ich in Deckung der Höhe zu. Dann wurde ich Zeuge eines seltsamen Kampfes, der sich in 150 Meter Entfernung abspielte.

Ein Leopardenpaar hatte sich an die Pavianherde herangeschlichen, die am Abhang Futter suchte, und war von den Wächtern entdeckt worden. Von allen Seiten hatten sich die starken Männchen auf die Riesenkatzen gestürzt und bildeten nun mit ihnen ein brüllendes, tobendes Knäuel. Immer wieder versuchten die Leoparden zu entweichen. Unter ihren Tatzenhieben und Bissen brach Affe auf Affe zusammen. Fest aber hingen die anderen Vierhänder an ihren Todfeinden.

Immer wieder schnellten die Leiber der Leoparden in die Höhe, um unter der Last der in sie verbissenen Affen zurückzusinken. Bis auf fünfzig Meter gelang es mir heranzukommen und diese Schlacht mit dem Glas zu verfolgen. Das Gebrüll und Getöse löste vielstimmiges Echo in den Bergen aus; hoch von den Klippen verfolgten die Weibchen und Jungen den Kampf, in sicherer Entfernung sprangen die schwächeren Männchen schreiend und grunzend von Klippe zu Klippe, von Ast zu Ast.

Wohl eine halbe Stunde tobte die Schlacht, dann wurde es stiller. Mühsam schleppten sich Verwundete aus vielen Bissen blutend den Berghang hoch. Das Knäuel der Kämpfer hatte sich gelöst. Zu formlosen Klumpen zerbissen lagen die Leoparden auf dem Kampfplatz, kaum kleine Fleckchen des Felles erinnerten daran, daß es zwei Großkatzen gewesen.

Der Kampf war entschieden. Auch der Affenherde hatte er große Verluste gebracht. Aus den Reihen der Starken, der Wächter, lag fast ein Dutzend Toter und Schwerangeschlagener an den Klippen herum. Ihre Leiber wurden von den Kameraden unter Bellen und Kreischen bergauf geschleppt. Nicht ein Affenkadaver blieb zurück.

Der Donner meines Schusses schaffte Stille. Regungslos standen die Gestalten der Affen an die Klippen gepreßt. Noch wußten sie nicht, woher neue Gefahr drohte. Wächter und Herde hatten über den Aufregungen des Kampfes alles um sich her vergessen.

Ein zweiter Schuß in die Klippen . . . und die Affen ließen die Körper der Kameraden fahren, suchten in schneller Flucht Schutz in den rettenden Steinwänden bei der wie rasend brüllenden Herde.

Langsam arbeitete ich mich an den Kampfplatz heran. Nun hatten sie mich erspäht; wieder donnerte wütendes Brüllen zu Tal. Erst ein neuer Schuß, dessen Aufschlag mitten zwischen der Herde das Gestein aufspritzen ließ, brachte Ruhe. Die meisten Affen verschwanden hinter den Kuppen, nur einige Wächter verfolgten mit Argusaugen jeden meiner Schritte.

Der Kampfplatz bot ein grausiges Bild. Die Leoparden waren buchstäblich zerrissen, gebrochen die Wirbel, zerbissen die Pranken, ein einziges breiiges Gemenge die starken Nacken. Unter dem noch zuckenden Körper des Männchens lag breit auf die Erde gedrückt der Kadaver eines riesigen Pavians, dem ein einziger Prankenhieb das Rückgrat zerschmettert hatte; Blut überrieselte das Gestein, Blut klebte an den Klippen.

Vorsichtig stieg ich höher. Noch drei der Wächter fand ich verendet, die starken Zähne im Todeskampfe in die Erde verbissen.

Schon wollte ich den Rückmarsch antreten, als ein stöhnendes Geräusch meine Aufmerksamkeit erregte. Lange späte ich vorsichtig in die Runde; nach langem Suchen fand ich zwischen zwei Klippen eingezwängt einen mächtigen Affen. Der Schenkelknochen war ihm zerbissen; Schlaff und bewegungslos hing die Hinterhand herab. An der Halsseite klaffte eine große blutende Wunde.

Noch hatte er mich nicht bemerkt. Unablässig fuhr der Finger der Hand bald über das zerschmetterte Glied, bald über die blutende Halswunde. Immer wieder führte er sich den blutigen Finger vor die Augen, leckte daran und stieß dann den klagenden Ton aus.

Leise hob sich die Büchse. Dann warf ich mit dem Fuß einen Stein zur Seite, um den Affen auf mich aufmerksam zu machen und in Schußlinie zu bekommen. Fletschend fuhr der Kopf auf. Ein heiseres Gröhlen ausstoßend, versuchte er zu fliehen. Vergebens . . . Mit starr auf mich gerichtetem Blick empfing er den erlösenden Schuß . . .

Schon wenige Tage später kam ich wieder an den Gabusbergen vorüber. Es herrschte eine ungewohnte Stille. Am Wasser fehlten die gewohnten Spuren. Ich kletterte zu dem Schauplatz des Kampfes. Die Kadaver waren von Raubzeug angeschnitten, Scharen von Totengräberkäfern bemühten sich in emsiger Arbeit, sie mit einem Erdbau zu umgeben. — Die Affenherde war verschwunden, sie hatte diesen Wohnplatz verlassen.

Das verzauberte Dorf.

Von G. M. Bonau.

Das haben wir uns als Jungens so geträumt:

Wir waren durch einen dichten, verwachsenen Wald bergauf gestiegen, dann war da eine Lichtung, Wiese mit Blumen übersät, und die Wiese stieß an altes Gemäuer. Vorsichtig waren wir durch das hohe Gras gewatet und vor der Mauer horchten wir, was dahinter lebte. Aber alles blieb still. Dann kletterten wir über die Mauer, wo sie schon halb zerfallen war, kamen in einen verwilderten Garten, hinter dem sich ein altes Haus versteckte. Das Haus war leer und alle Häuser des seltsamen Dorfes, das wir entdeckt hatten, waren leer. Wir stapften durch enge Gassen, wagten uns in dunkle Gänge, in denen es muffig nach Staub und Fledermäusen roch. Als es dämmerte, verließen wir das verwunschene Dorf, wie wir es betreten. Wir kletterten über die Mauer, gingen auf unseren eigenen Spuren durch die Wiese in den Wald und liefen mit unserer Erregung über das Erlebnis schnell zu Tal.

Wenn wir erwachten und mit hellen Augen in die Wälder stiegen, waren sie voller gerader Wege, die zur Höhe führten. Oben aber lag ein Dorf mit sauberen Gehöften. Hinter den Mauern bellten Hunde und über die Wiesen zogen Mähmaschinen. Da war nichts zu entdecken als eine Gelegenheit, wie wir billig Obst ernten könnten, von den Ästen, die tief über die Mauer hingen.

An meine Knabenträume dachte ich, als ich von dem südlichen See bergwärts stieg, auf steingepflastertem Weg, in dessen Fugen üppig Gras und Unkraut wucherten. Es war so heiß, daß die Luft flimmerte und die Felseninsel im See zu schweben schien. Der Weg stieg im Zickzack bergan und endete wie jener Traumpfad vor einer mauerbegrenzten Blumenwiese. Riesige alte Kastanien schatteten über das Farbenmeer der Blumen und Gräser. Ich ging die lange Mauer entlang, hinter der eine romantisch verbaute Villa in einsamer Parkwildnis schlief. Das Dorf, in das ich nun behutsam auf schmalen dunklen Gassen hinaufstieg schien völlig von Menschen verlassen. Bis ich den Laut von hellen Knabenstimmen hörte und auf dem Pflaster eine Gruppe von Jungens fand, die Karten spielten. Ich fragte sie nach einer Wirtschaft. Sie wiesen nur mit lachenden Gesichtern auf das Haus gegenüber. Das trug die kühne Aufschrift: Osteria delle Alpi con Alloggio. Aber dieser kümmerliche „Alpengasthof" war verschlossen, wo ich auch an verwitterten Türen klinkte. Lange noch hörte ich das Gelächter der Jungens, die mich angeführt hatten. Auch

die nächsten Gassen waren ausgestorben. Mir war zumut wie in einem Dorf, das die Bewohner, vor einer Katastrophe flüchtend, verlassen hatten. Nur die Kinder waren ahnungslos zurückgeblieben. Ihr Lachen klang lange in meinen Ohren nach bis ein neues Geräusch die Stimmen verdrängte: Das Plätschern eines Brunnens. Auf einem winzigen Platz rieselte klares Wasser aus schmalem Rohr in ein Steinbecken. An dem „Platz" gab es eine zweite Osteria, die nach dem Brunnen „Fontana" benannt war. Der Wirt, der in der offenen Tür stand, führte mich durch den kleinen Gastraum in ein zweites Zimmer, das wie die „gute Stube" unserer Großeltern aussah: Da gab es, als das Auge das Halbdunkel durchdrungen hatte, uralte Sessel, blumige Tischdecken, prächtig gerahmte Bilder von Schlössern und Kirchen, deren Mauern von aufgeklebtem Glimmer farbig glitzerten.

Ich saß an dem runden großen Tisch, auf dem ein riesiger Rosenstrauß moderig alten Duft verströmte. Draußen rauschte der Brunnen und an der Wand verbot ein Schild, von Politik zu sprechen: „E proibito parlare di politica". In diesem verwunschenen Dorf war das Verbot sicher überflüssig. Hier gab es keine Zeitprobleme, denn es gab kaum Menschen. Hier hatte die Zeit ihre Grenzen verloren. Durch Jahre und Jahrhunderte floß der Brunnen. Generationen nach Generationen tranken von ihm und werden von ihm trinken und das gestern ist so gleichgültig wie das heute und morgen. Nur das Schild mit dem Wort Politik verrät die Unruhe, in dem die heutige Welt lebt, die Unruhe, die vielleicht schon bis in dieses verlassene Dorf gestiegen ist, bis auf die steinigen Äcker, auf denen die Erwachsenen des Ortes zu dieser Stunde wohl schaffen.

Ich schlürfe den roten Wein, der draußen am Berg gewachsen ist, sehe, wie ein Kind neugierig durch die Tür zu mir hereinspäht und verschwindet.

Seltsam erregt, von den Gestalten meiner Knabenträume erfüllt, verlasse ich das stille Dorf. Von der Höhe fassen meine Augen den Glanz des Sees und der Wolken: Meine Füße gehen wie von selbst zu Tal.

Wenn ich morgen erwache, will ich wieder zu meinem Dorf hinauf pilgern. Oder soll ich meine Entdeckung für immer in das wohltätige Dunkel der Knabenträume versenken?



Bunte Chronik



Wenn man früher einmal Stubenmädchen war . . .

Die Landesbehörden in Budapest machen es der Fürstin Giuseppe di Ayello nicht leicht. Sie haben sie des Landes verwiesen und begründen diese Maßnahme damit, daß die Fürstin, die in den höchsten Gesellschaftskreisen verkehrte, vorbestraft sei und früher einmal auf den schlichten Namen Maria Bognar gehört habe. Außerdem sei sie damals Stubenmädchen gewesen und führe den Titel einer Fürstin zu Unrecht. Die Fürstin Ayello hat das ungastliche Land natürlich sofort verlassen. Sie behauptet übrigens, daß es sich bei der vorbestraften Maria Bognar um eine Namensschwester handeln müsse, da sie selbst niemals etwas mit den Gerichten zu tun gehabt habe. Am taktlosesten empfände sie es jedoch, daß man ihr ihren früheren Stubenmädchenberuf zum Vorwurf mache. Schließlich sei sie bisher in den höchsten Gesellschaftskreisen umschwärmt und umflirtet worden, habe mit den adeligen Damen auf Du und Du gestanden und könne es nicht verstehen, daß man sich plötzlich von ihr zurückziehe, weil sie jetzt mit dem Fürsten in Scheidung lebe. Der Lebensroman des kleinen Stubenmädchens Maria Bognar dürfte noch nicht zu Ende sein, da die „Fürstin Guiseppe di Ayello" natürlich keinerlei Lust verspürt, ihre frühere Tätigkeit wieder aufzunehmen.

Appetit auf Goldblättchen.

Im Sofioter Münzamt war ein Arbeiter beschäftigt, der eine merkwürdige Leidenschaft hatte, er schluckte, sobald er unbeobachtet war und Gelegenheit dazu hatte, dünne Goldblättchen hinunter. Er hatte es einmal aus Spaß versucht, und das Gold hatte ihm anscheinend so gut gemundet, daß er sich diesen „Leckerbissen" öfter verschaffte. Eines Tages jedoch bekam er heftige Schmerzen und erlitt einen Ohnmachtsanfall. Man brachte ihn in ein Krankenhaus, wo die Ärzte als Ursache der Erkrankung eine schwere Vergiftung feststellten. Die genaue Untersuchung brachte auch die Lösung des Rätsels und förderte aus dem Magen eine Anzahl Goldblättchen zutage. Die Blutbahn war aber bereits von giftigen Stoffen durchsetzt, so daß der Bedauernswerte nicht mehr gerettet werden konnte. Er mußte seinen Goldhunger mit dem Tode büßen und starb im Krankenhaus unter entsetzlichen Qualen.



Lustige Ecke



Entschuldigt alles. „Sie als Ehrenmitglied des Tierschutzvereins gehen auf die Jagd?"

„Wieso denn nicht? Ich treffe ja nie etwas."

*

Gegensatz. „Wo steckt Mulke?"

„Den hat man in die Enge getrieben und da hat er wohl das Weite gesucht."

*

Junge Liebe. „Was hat Ihnen denn auf der Hochzeitsreise am besten gefallen?"

„Meine Frau."

*

Geometrie. „Was kannst du mir von spitzen Winkeln sagen, Georg?"

„In spitzen Winkeln kann man sich glänzend verstecken."

*

Sport und Beruf. „Was sind Sie von Beruf?"
„Torhüter in einem Industriewerk."
„Und am Sonntag?"
„Torhüter beim Fußballklub."

*

Peinliche Frage. „Diesen Ring hat einer meiner Vorfahren aus Afrika mitgebracht."

„Aber er hat ihn doch nicht durch die Nase getragen?"

*

Vergleich. „Der dicke Beck kommt mir wie ein Beefsteak vor."
„Wieso?"
„Außen fett, innen roh."

*

Diagnose. „Sie müßten Gelegenheit haben, in die Luft zu gehen. Was sind Sie denn von Beruf?"
„Arbeiter in einer Pulverfabrik."

*

Boshaft. Die junge Nahrungsmittelchemikerin war auf einer Gesellschaft und ließ ihre Weisheit vom Stapel.
„Der Mensch ist, was er ißt", erläuterte sie.
„Darf ich Ihnen noch ein bißchen Gänsebraten anbieten?" platzte in dem Moment der Hausherr dazwischen.

*

Zweierlei Maß. „Ich habe einer armen Frau heute Kleider geschenkt."
„So? Was hast du ihr denn gegeben?"
„Deinen Einsegnungsanzug und das Kostüm, das ich mir vor einem Vierteljahr gekauft habe."

*

Bilderkauf. „Warum habt ihr euch denn gerade diese Winterlandschaft gekauft?"

„Weißt du, unser Wohnzimmer liegt nach der Sonnenseite, und da ist es immer etwas heiß."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.